

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Bollikofer und sein Hund

als ihm der Kronenwirt andern Tages die Rechnung vom Laternenwirt präsentierte! „Das Fuhrwerk macht 15 Mark.“ Dazu rechnete der Johann: „Kein Trinfgeld, macht 2 Mark; 3 Schoppen Noten unterwegs, macht 60 Pfennig — Summa Summarum 17 Mark und 60 Pfg.“ Armer Johann!

Aber am darauffolgenden Sonntag Morgen kam von Mergeldorf ein Brief und drinnen lagen 3 Fünf-Markscheine und ein Zettel, darauf geschrieben stand: „Eine Wagenthüre in Mergeldorf zuge schlagen, macht 15 Mark.“



„Das Fuhrwerk macht 15 Mark.“

Da war dem Johann wieder viel leichter ums Herz. Jetzt ging ihm ein Licht auf: „Der Doktor! Der Doktor! Der wollte die Herren noch ein Stündlein länger bei sich behalten, instruierte den Hausknecht, der mußte die Wagenthüre zuschlagen und dem halb schlafenden Johann laut zurufen: „Ab, Johann!“

Und so war's. Der Johann fuhr wirklich davon ohne die Herren.

Aber von dieser Stunde an schaut der gute Johann immer vor seiner Abfahrt in die Chaise hinein, um sich auch zu vergewissern, ob er nicht wieder mit der leeren Chaise in der Welt herumfahre.

V. Sch.



Zollikofer und sein Hund.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert.

Mitten im Thurgau, eine halbe Stunde von der Eisenbahnstation Märstetten und rechts der Straße von dort über Wäldi nach Konstanz, liegt auf einem durch zwei Schluchten und einen Graben gesicherten Hügel am Kämenbache, in wohlangebauter, an Getreide, Obst und Wein reicher Gegend, das zur Ortsgemeinde Engwang gehörige schöne, geräumige Schloß Altenklingen mit einer Kapelle und mehreren ansehnlichen Neben- und Ökonomiegebäuden. Nachdem der Junker Leonhard Zollikofer von St. Gallen die Herrschaft 1583 gekauft hatte, ließ er es zwei Jahre darauf an der Stelle der früheren Burg Altenklingen, des Stammhauses der früheren Burg Altenklingen dieses Namens, fast neu aufbauen und machte es sodann mit dem dazu gehörigen bedeutenden Gute zu einem Fideikommiß seines Geschlechts.

Zuvor jedoch war der wohllede, ehrenhafte Junker Leonhard Zollikofer Rathsherr und Säckelmeister in St. Gallen und mußte noch eine Reise nach Paris machen. Die Eidgenossen hatten nämlich schon unter König Karl VII. im Jahr 1452 ein Bündnis mit Frankreich auf gewisse Jahre abgeschlossen, das jedesmal, wenn die Zeit abgelaufen war, erneuert wurde. Als unter König Heinrich III. das eidgenössische Bündnis mit Frankreich wieder die Ablaufszeit erreicht hatte, sollte 1582 abermals eine Bundeserneuerung stattfinden. Dazu wurden von den Ständen der Schweiz besondere Gesandte beauftragt. Dies mußte auch St. Gallen thun.

Der kleine und große Rat der Stadt wählte daher zum St. Gallischen Gesandten nach Paris den oben genannten Junker Zollikofer.

Nun hatte aber Herr Leonhard einen weißen, braun gefleckten Hühnerhund des Namens Fidelis, der ihm überaus zugethan war. So oft er einen Tag zu den benachbarten Ebeln oder zu seinen Schwägern nach Konstanz hinab oder auf die Jagd machte, war dieses Thier sein unzertrennlicher Gefährte. Besorgte der Junker Dienstgeschäfte zu Hause, so lag an seinem Arbeitstische Fidelis auf einem weichen Kissen; speiste der Herr zu Mittag, oder genoß er zur Vesper- und Nachtzeit sein Mahl mit seiner Gemahlin Denigna, — Kinder hatte er noch nicht, — so nahm der Liebling immer die zweite Stelle neben ihm auf der Bank ein. Und brachte der Säckelmeister zuweilen etwas länger auf den Zünften oder dem Rathhause zu, dann vermochten weder die guten Bissen in der Küche noch die Liebkosungen der Wirtin und des Gesindes etwas über den ungeduldigen Fidelis, der nirgendß Ruhe hatte, bis er seinen Freund wieder in der Nähe witterte.

Ihn nach Paris mitnehmen konnte der Junker nicht, so wehe es ihm that, sich von seinem täglichen Gesellschafter zu trennen; er wurde deshalb an seinem Stall im Hof an eine Kette gelegt, an der er wenigstens 14 Tage lang bleiben sollte. „Denn“, sagte Herr Leonhard zu seiner Gemahlin, „meine Reise ist weit; ihn mitzunehmen an den Hof des Königs geziemt sich nicht. Käme er los, so würde er sich ohne Zweifel verlaufen. Ich lasse also

meinen Fidelis zurück, haltet ihn gut und laßt ihm nichts abgehen! Dann umarmte er seine liebe Benigna nochmals, küßte sie zärtlich und reiste ab.

Während der Junker Säckelmeister seine Reise nach Paris machte, um mit den übrigen Gesandten der eidgenössischen Orte den Bund mit König Heinrich III. zu erneuern, that daher seine Gemahlin, was er befohlen hatte, und gab sich samt der Dienerschaft alle Mühe, dem Auftrag an dem Hunde zu genügen; aber Fidelis merkte bald die Abwesenheit seines Herrn. Er wurde betrübt und mochte weder fressen noch saufen. Alles, was man ihm gab, ließ er unberührt liegen, und man konnte ihn selbst nicht durch die größten Schmeicheleien gewinnen; er blieb traurig in seinem Stall. Und wenn er auch manchmal heraustrat, so webelte er nicht mehr wie sonst, sondern sah so bedenklich aus, daß die Leute, welche ins Haus kamen, meinten, das arme Tier sei sogar wassersüchtig oder habe die stille Wut.

Die Gemahlin des Junkers fing an ängstlich zu werden und wartete mit Sehnsucht auf den Ablauf der 14 Tage, wo sie hoffte, daß dann der Hund wieder gesund werde. Jost, der alte Hausknecht, schüttelte jedoch den Kopf und sagte eines Abends zur Frau Säckelmeisterin: „Es wäre halt am besten, wenn der Junker bald heim käme; denn wenn der Hund wieder los ist, wird er seinen Herrn suchen, und so er ihn nicht in der Stadt St. Gallen findet, in die weite Welt hinaus laufen.“ Als indeß die Frist um war, nahm Frau Benigna ihm auf Zureden ihrer Vettern und Vasen die Kette ab.

Raum war er los, so schien neues Leben in ihn gekommen zu sein. Fidelis durchspürte und durchschnoberte den ganzen Hof und alle Lauben und Gänge, sogar die verborgensten Winkel des Hauses. Am Abend fragte die edle Frau nach ihm, und als es hieß, daß man ihn seit Vesper nicht mehr gesehen habe, mußte man das ganze Haus von unten bis zu oberst durchsuchen; doch niemand entdeckte etwas

von ihm. Die gute Frau konnte vor Angst gar nicht schlafen. Sie schickte sogleich am Morgen Boten nach allen Seiten: nach Konstanz, Bischofszell, Wyl, kurz zu allen ihren Verwandten, wohin sie glaubte, daß er etwa gelaufen sein könnte. Aber die meisten kamen mit der Nachricht zurück, daß man nichts von ihm wisse; nur ein Bote brachte aus Basel von einem alten Freunde Zollikofers ein Schreiben, worin es hieß, daß Fidelis, des Junkers Hund, bei ihm gewesen, nachdem 16 Tage früher sein lieber Zollikofer ihn auf seiner Tour nach Paris besucht hätte; er glaube daher, daß der Hund seinen Weg ins Franzosenland eingeschlagen habe.

Jetzt war große Freude in St. Gallen, und auch Frau Benigna würde sich ganz getröstet haben, wenn nicht ihr Schwager Georg, der zweite Bruder ihres Gemahls, von der Größe der Stadt Paris, ihren vielen Palästen, unzähligen Häusern und tausend Gassen ein Weites und Breites gesprochen hätte, so daß der arme Fidelis am Ende dennoch sein Ziel verfehlen und zu Grunde gehen oder in der ungeheuren Königsstadt gestohlen werden könnte. Aber der alte Jost teilte diese Besorgnis nicht; er äußerte sich offen und laut: „Wenn auch der Junker am Ende

der Welt hinter sieben Riegeln, geschweige in Paris, diesem Ninive, versteckt wäre, so würde ihn der Hund gewiß auffinden.“

Und so war es; denn eben als die eidgenössischen Gesandten in das königliche Audienzzimmer eingeführt und vorgestellt wurden, sprang unversehens das treue Tier hinein, hüpfte an seinem Herrn hinauf und wollte nicht mehr von ihm lassen.

Alles staunte, selbst dem König fiel die unerwartete Erscheinung auf. Er verwunderte sich über die tierische Zärtlichkeit und ließ sich vom Gesandten der Stadt St. Gallen die Sache umständlich erzählen. Dieser trug den Sachverhalt mit dem Hunde vor und fügte schließlich noch bei: „Ew. Königliche Majestät mögen nun urteilen, mit welcher Treue



Echtem Pasha, Oberbefehlshaber der Türken in Thessalien.

mir das Tier ergeben ist, daß es mich hier, nach mehr als zwanzig Tagen und so fern von meiner Heimat, dennoch erreichte."

Jetzt war Fidelis an den Tafeln des Hofes und in allen Gesellschaften der Weltstadt der Gegenstand des Gesprächs und der Unterhaltung des Tages. Jeder, der von dieser Sache hörte, wollte den Schweizer und seinen Hund sehen, weil niemand an einem unvernünftigen Tiere eine solche Tugend begreifen zu können schien, die man selbst unter vernünftigen Wesen, wenn nicht völlig bezweifelte, so doch zu den Seltenheiten zählte.

Die Gesandten selbst leisteten bald nach dem Ereignis unter großem Gepränge den Eid auf den erneuerten Bund, und nachdem noch jeder von ihnen eine goldene Kette samt Medaillon mit des Königs Bildnis erhalten hatte, reisten sie ab. Auf der Heimreise erfuhr der St. Gallische Gesandte dann auch, daß überall, wo er auf seiner Tour nach Paris abstieg, auch Fidelis eingekehrt sei.

Als er glücklich und wohlgenut mit dem Hunde nach St. Gallen zurückgekommen war und bei den Seinen, die ihn mit Jubel empfingen, von den Beschwerden der Reise ausgeruht hatte, trat er am 18. Dezember 1582 vor den Rat und erstattete Bericht von seiner Sendung. Alsdann legte er die goldene Kette mit dem Medaillon in die Hände desselben, die ihm aber der Rat als ein Geschenk der königlichen Huld wieder zurückgab.

Diese Kette wurde später, wie die „Alpenrosen“ vom Jahre 1816, Seite 209, sagen, veräußert und aus ihrem Erlös ein Nebgut im Rheinthale, die sog. Ketten-Neben der Familie Zollikofer, erworben. Über den Junker Leonhard und seinen Fidelis wurde ein Gemälde gefertigt und dazu der Augenblick gewählt, wo der Hund seinen Herrn in Paris auffindet und zu ihm hinspringt; dieses Gemälde ist noch im Schlosse Altenklingen zu sehen, in welchem Herr Leonhard Zollikofer, 58 Jahre alt, am 24. April 1587 starb.

Steiger.

Standrede des „Wanderers“ über den Schutz der nützlichen Singvögel.

Jedes Tierlein hat sein Pläsierlein! Eines an enger Arbeit, ein anderes an der Faulheit; das eine am Verwüsten und Zerstören, das andere an stillem, segensreichem Schaffen. Wir Menschen, als Herren der Welt, teilen die Tiere von dem Standpunkte ihrer Nützlichkeit für uns ein, und hiernach pflegen wir die einen, während wir den anderen den Krieg erklären. So ist's ein fortwährender Kampf ums Dasein, wobei jedoch nicht immer der Größere leichterhand über den kleineren Meister wird, weil dieser sich besser verschlucken und schützen kann, und weil ihm die Natur meist eine überreiche Vermehrung gewährt. Denn sie sagt: jeder, der existiert, hat ein Recht auf seine Existenz, und wer viel Feinde hat, muß widerstandsfähig sein.

Da sind denn dem Menschen im Kampfe mit den gefährlichen Kameraden, den Raupen, Insekten und dergleichen Gefellen, Kampfgenossen sehr willkommen. Solche sind aber unsere Singvögel. Und diese, sagt der Wanderer, müssen besser geschützt werden.

Die Zahl unserer einheimischen Singvögel hat abgenommen. Daran hat sicherlich niemand eine Freude.

Aber was kann man dazu machen? Soll man die jungen Finken aufziehen, die Rotschwänzchen füttern oder den Amseln alle Sonntage eine Lobrede halten? Sonst nichts! denkt der Leser; man muß froh sein, wenn man für sich und die Seinen gesorgt hat. Die Natur wird schon für die Vögel, die „nicht spinnen und nicht säen“, sorgen!

Ganz recht! Aber gar oft machen unverständige Leute und habgierige Räuber aller Art den armen Sängern das Leben und ihre Existenz sauer genug. Wir würdigen die stille Arbeit unserer insektenfressenden Vögelchen viel zu wenig. Ja, wenn's dann einmal viele Raupen an den Bäumen hat,



Das Bismarckdenkmal auf dem Feldberge.

merken wir erst, daß wir nicht ausgiebige Hilfe von unseren Singvögeln haben.

Aber woher kommt's?

Erstes Kapitel: Erhalten wir den Vögeln ihre natürlichen Brutstätten! Eine Menge unserer lieblichen Sänger haben ihre Nester im Gebüsch, im Strauchwerk, im Vor- und Unterholz des Waldes: Rotkehlchen, Zaunschlüpfer, Buschsänger und andere. Jeder ältere Wald, der durch natürliche Besamung entstanden ist, hat zwischen den hohen Bäumen eine Menge dichtstehendes Unterholz. Das schützt den Waldboden mit seiner Moosdecke vor Austrocknung. Zwischen dem Holz kommen eine Menge Beerensträucher herauf. Dafür sorgen die Drosseln, indem sie im Herbst die Beeren aufzehren und die Fruchtkerne wieder aus dem Schnabel auswerfen. Schlehen, Hagebutten, Weißdorn, Hornstrauch, Wachholder, die Brombeere und ihre Gefährten wissen dafür den Vögeln besten Dank.

Aber da kommt der Holzhauer mit seiner Art und haut auf höheres Geheiß die Heden im Wald heraus — und den Buschsängern sind ihre Heimstätten zerstört, sie ziehen fort. Der Wald gehört dem Staat, der Gemeinde oder dem reichen Bauer: was kümmert der sich um die brütenden Vögel?

Und der Herr Inspektor will an seinen Staatswegen auch glatte, nette Raine haben; die Feldheden werden abgeknitten, die Kopfweiden abgehauen. Ihm machts der Landwirt nach: „Die Heden tragen nichts!“ Es ist allerdings Geschmackssache, aber dem Wanderer gefallen die Raine voll Busch und Heden besser, als die kahl verödeten. Viele Brutstätten der Singvögel sind vernichtet. Ist's da zu verwundern, daß bei solcher Wald- und Feldbereinigung unsere Singvögel seltener werden?

Item: wollen wir Nachtigallen, Drosseln, Rotkehlchen u. a. erhalten, so zerstören wir nicht ihre natürlichen Brutstätten in Wald und Feld!

Zweites Kapitel: Gedenket der hungernden Vögel im Winter! In jeder Zeitung steht's, sobald der erste Schnee gefallen ist. Aber das geht so an unseren Augen vorüber, wie die schnellebige Politik an unserem Geist. Die Vögel im Winter aber mahnen uns doch selbst Tag um Tag daran, indem sie vor unsere Fenster kommen. (Von den Proletariern, den Spazern, will der Wanderer später einmal ein Extrakapitel mittheilen; er ist kein Freund von ihnen). Goldammer, Finken, Meisen, Zeisig bringen uns eben dadurch, daß sie im Winter bei uns sind, unberechenbaren Nutzen. Sie gehen nicht mit ihren landsflüchtigen Kameraden nach dem Süden, um sich dort regalieren zu lassen an Feigen und Rosinen; sie sind in angestammter Anhänglichkeit unsere Wintergenossen. Da klettert die Meise von Ast zu Ast, alle Ecken und Schlupfwinkel am Baum ausfindend, vertilgt sie Hunderte von Eiern und Larven schädlicher Raupen.

Für die hungernden Handwerksburschen sorgt die Gemeinde; könnte sie nicht auch der hungernden Singvögel gedenken durch Anlegung von Futterplätzen? Das würde das Gemeindebudget

kaum, aber um so reicher die Obstbäume der Gemeinde belasten! Auch die Schule muß thun, was sie kann; mit gutem Beispiel voran gehen und in den Kinderherzen die Liebe zu unserer Vogelwelt pflegen.

Item: die Hand auf, für die hungernden Vögel im Winter!

Drittes Kapitel: Gehe den Vogelräubern zu Leib! Die Raubtiere sorgen dafür, daß das Soll und Haben in der Natur nicht gestört wird, und das ist auch nötig. Aber für die Singvögel, meint der Wanderer, wäre es Zeit, nur an das Haben zu denken und den Elstern und ihren verwandten Kollegen, den Straßenräubern, den Raben nämlich, aufzupassen. Der Wanderer hat's mit eigenen Augen gesehen, wie ein Rabe ein ganzes Nest



General-Postmeister von Stephan.

Eine interessante kleine Manöver-Geschichte von Kaiser Wilhelm I.

Es war am 3. August 1830, als wir zum Manöver bei Krossen abgerückt waren, und mein Oberst erklärte, daß ich wie acht andere Leidensgefährten noch nicht sattelfest genug wäre, um einen bevorstehenden Angriff mitzumachen. Wir erhielten den Befehl, eine stille Waldecke aufzusuchen, die vom Gefechtsfelde ganz entlegen war. Eben hatten wir den Stoff unserer Unterhaltung so ziemlich verloren und saßen, unsere Pferde zur Seite, in einer grünen Thalsenkung, als ich von weitem Uniformen aufblitzten sah. Wir lugten scharf aus und ich erkannte zu meiner Überraschung die hohe, uns allen bekannte Gestalt des Prinzen Wilhelm, der, an jeder Seite einen Adjutanten, direkt auf unser

Gute Auskunft.



Tourist (in einem Städtchen nach dem Arzt fragend): „Kleiner, wo wohnt denn hier der Herr Doktor?“
 „Grad' da hinten, neben seinem Nachbar“.

Versteck zugesprengt kam. Prinz Wilhelm war der Oberkommandierende des feindlichen Heeres, und ein lecker Gedanke fuhr mir durch den Kopf. Ich flüsterte meinen Kameraden einige Worte zu und wie der Wind waren wir alle auf unseren Pferden. Den Palasch in der Faust erwarteten wir, verborgen durch hohes Gebüsch, die arglos Heransprengenden, und im Nu waren die überrascht Zurückfahrenden umringt. Meine kategorische Aufforderung, sich gefangen zu geben, beantwortete der Prinz, halb mit Lachen, halb mit Entrüstung, mit den Worten: „Mensch, kennst Du mich nicht?“ — „Ich kenne nur den feindlichen General,“ war meine Antwort, wohl oder übel mußte meinem Verlangen Folge geleistet werden. Ich wußte, daß Prinz Wilhelm ein viel zu tüchtiger Soldat war, um diesen Streich übel zu nehmen, und ritt dann wohlgenut der Kavalkade voraus, die Gefangenen in der Mitte, meine Leute hinterdrein. Mein Oberst war, als wir im Lager ankamen, anfangs vor Entsetzen sprachlos; als er aber sah, mit welcher Laune der Gefangene selbst gute Miene zum bösen Spiel machte, hatte auch er Verständnis für die Lage. Ich wollte meine Gefangenen selbst an den obersten Kriegsherrn, König Friedrich Wilhelm III. abliefern, aber dieser rief lachend, auf die Prinzessin Elisabeth deutend, die damals Chef des Regiments war: „Dahin an den Chef seines Regiments bringe er ihn!“ und diese, voller Humor, rief aus: „Aber, Schwager, das kann Dir auch passieren!?“ Wenige Wochen darauf wurde ich auf Veranlassung des Prinzen Wilhelm vom König, für bewiesene Schneidigkeit, zum Unteroffizier befördert.

Schl. 3.

Aus der Kaserne.

Unteroffizier:

„Donnerwetter! was ist denn das für ein verdammtes Geräusch, das ich fortwährend höre?“

Einjährig-Freiwilliger:

„Entschuldigen Herr Unteroffizier, mein Bart bricht sich Bahn“.

